

(Nachdruck verboten.)

8) Gottlieb Adler und Sohn.

Von Boleslav Prus.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von J. Land.

Das Geld weckte in ihm eine neue Leidenschaft; er leistete einstweilen Verzicht auf alle Vergnügungen und wurde geizig, wurde ein Wucherer. Er begann nun seinen Kollegen auf kurze Termine und zu hohen Zinsen Geld zu leihen, und da er außerdem mit doppelt so großem Fleiß wie bisher arbeitete, so hatte er wirklich nach etlichen Jahren nicht 1000 aber 3000 Thaler.

Er sparte und darbtete aber mit dem Gedanken, er werde, wenn er nur erst über eine größere Summe zu verfügen hätte, ordentlich zu genießen beginnen. Aber je mehr sein Kapital wuchs, desto weiter steckte er die Grenze zum Beginn des Genusses, und mit desto größerer Energie schritt er zur Erreichung dieser Grenze vor.

Bei diesem steten Hinstreben nach einem Ziele verlor aber Adler allmählig seine sinnlichen Instinkte; er setzte schließlich seine riesigen Kräfte nur an die Arbeit, vergaß die alten Träume und dachte nur noch an eins: an Geld. Das Geld, das ihm anfangs nur Mittel zum Zweck gewesen war, wurde ihm nun Zweck und Ziel, und ihn erfüllte nur ein Verlangen, das Verlangen nach Arbeit und Geld.

In seinem vierzigsten Lebensjahre besaß er 50 000 Thaler, die er seiner schweren Arbeit, seiner Zähigkeit und Energie, seinem Geiz und dem Wucher verdankte. Zu dieser Zeit übersiedelte er nach Polen, wo man — wie er erfuhr — durch zweckmäßig betriebene Großindustrie viel Geld machen konnte. Hier gründete er eine kleine Fabrik, heirathete eine vermögende Frau, die ihm einen Sohn — Ferdinand — schenkte und dann bald darauf starb, und jetzt begann er mit Riesenschritten sich einem Millionvermögen zu nähern.

Die neue Heimath erwies sich dem Adler als ein gelobtes Land. Er, der geliebte Geschäftsmann, fand sich da zwischen Leuten, von denen die einen willig sich ausbeuten ließen, weil sie kein Geld hatten, und die andern, weil ihnen das Geld leicht zuging und sie seinen Werth nicht kannten; manche wieder wurden ihm tributpflichtig, weil sie keinen Geschäftssinn besaßen und andere wiederum, weil ihnen schien, sie hätten diesen. Adler verachtete all diese Leute, die des elementarsten, im praktischen Leben so nöthigen Sinnes bar waren, — aber er wußte sie auszunützen. Sein Vermögen wuchs dabei so gewaltig, daß allgemein die Meinung herrschte, er müßte von Deutschland noch irgend welche Einkünfte haben.

Mit der Geburt Ferdinand's war in Adler's Herzen das Gefühl der unbegrenzten väterlichen Liebe erwacht. Er trug das Kind auf den Händen, erfüllte ihm jeden Wunsch, gab ihm goldene Münzen zum Spielen. Jemehr das Kind wuchs, desto mehr liebte er es. Das Kind weckte in seiner Seele die Erinnerung an seine eigenen Jugendjahre, es weckte das Echo seiner alten Instinkte und Träume. In diesem Knaben sah Adler nicht nur den Erben seines Reichthums, sondern auch den seiner Pläne und Ideale. Ferdinand wird den Nutzen aus seinem Vermögen ziehen, er wird die Pläne der weiten Reisen verwirklichen, die der theuren Bacchanalien . . .

Er soll nur aufwachsen, dachte der Vater, dann verkaufe ich die Fabrik und fahre mit ihm in die weite Welt! Er wird in allen erdenklichen Genüssen schwelgen und ich werde ihn vor Gefahren behüten.

Da ein Mensch anderen nicht mehr zu geben vermag, als er selbst besitzt, so gab auch Adler seinem Sohne außer einem eisernen Organismus und physischer Gesundheit, einem stark entwickelten Egoismus und dem unzählbaren Drang nach sinnlichen Genüssen, weiter nichts; er entwickelte in ihm keine höheren Regungen. Vater und Sohn bemerkten nicht die Schönheiten der Natur: für Kunstgenüsse waren sie unempfindlich, und beide waren Menschenverächter. Der Vater liebte vor allem Geld, nur den Sohn mehr als dieses, und der Sohn hatte den Vater gern, aber lieber — liebte er nur sich und das, was ihm für die Befriedigung seiner sinnlichen Genüsse von Nutzen war.

Der Knabe hatte einen Erzieher, besuchte das Gymnasium bis zur sechsten Klasse; er erlernte etliche Sprachen, konnte tanzen, elegant sich kleiden und besaß gute gesellschaftliche

Manieren, zudem war er witzig und verschwenderisch. Was Wunder, daß man im allgemeinen ihn gern hatte, obwohl der tiefer blickende Böhme behauptete, der Knabe verziehe nicht viel und sei auf schlechtem Wege.

Im siebenten Lebensjahre war Ferdinand schon Don Juan, im achtzehnten wurde er relegirt, im neunzehnten verlor er etliche Male größere Summen im Kartenspiel und gewann einmal dabei 1000 Rubel, und als er zwanzig Jahre alt war, fuhr er ins Ausland. Dort gab er außer den ihm vom Vater jährlich angewiesenen 10 000 Rubel noch zirka 60 000 Rubel aus, die er sich ansah, und so wurde er der allerdings indirekte — Urheber der Ersparnisse in der Fabrik.

Im Laufe der letzten zwei Jahre hatte Ferdinand fast ganz Europa bereist, hatte die Gipfel der Alpen bestiegen, war auf dem Besuw gewesen und einmal hatte er gar eine Luftballonfahrt mitgemacht. Daß er auch einige Wochen sich in London gelangweilt und sich ein paar Monate in Paris amüsiert hatte, ist wohl selbstverständlich.

An den Vater pflegte er nicht allzu oft zu schreiben, jedesmal aber, wenn irgend etwas vermocht hatte, seine Nerven von Stahl anzuregen, berichtete er ihm darüber bis in die kleinsten Details. Ein jeder Brief von seinem Sohne war für den alten Adler ein Festschmaus. Er las denselben unzählige Male, delectirte sich an jedem Worte, und jedes Schreiben rief in ihm alle seine alten brünstigen Träume wach. Im Ballon fahren, Berge besteigen, zu tausend Paaren Kautan tanzen, in den reichen Pariser Sälen Weiber in Champagner baden, auf eine Karte hunderte von Rubeln gewinnen oder verlieren: waren denn das nicht seine eigenen Ideale? . . . Ferdinand's Briefe waren für ihn wie ein Hauch seiner eigenen Jugend; sie weckten in ihm seine alten Gefühle und ein neues: eine gewisse Sentimentalität.

Wenn er die Beschreibungen dieser Originale, die frisch unter dem Eindruck des Geschehenen verfaßt waren, und die, wie er sich einbildete, noch nach Wein und Frauenleib dufteten, da regte sich in seinem kalten, nur aufs Ideale gerichteten Geiste etwas wie poetische Phantasie; er sah vor den Augen alles, was er las.

Aber schnell verschwanden stets die Bilder, vertrieben durch das rhythmische Geräusch seiner Maschinen.

Adler hat nur noch ein Verlangen, eine Hoffnung und Sehnsucht, eine Million Rubel in barem Gelde zusammen zu bringen, die Fabrik zu verkaufen und mit dem ganzen Gelde und dem Sohne zusammen ins Ausland zu gehen. „Er wird genießen und ich werde zuschauen.“

Dem Böhme gefiel dies Projekt allerdings wenig, das entarteten Geistes des alten Sodom oder des römischen Kaiserreiches würdig gewesen wäre.

„Was wird Euch bleiben, wenn Ihr alle Genüsse und alles Geld erschöpft haben werdet!“

„Blödsinn! solche Gelder kann man nicht erschöpfen, und wer Geld hat, der findet immer neue Genüsse,“ pflegte darauf der Fabrikant zu antworten.

III.

Der Tag der Heimkehr Ferdinand's war herangekommen.

Adler stand wie gewöhnlich um fünf Uhr morgens auf, trank nachher seinen Kaffee aus einem Fayencetöpfchen, auf dem mit blauen Lettern in deutscher Sprache geschrieben war: „Mit Gott für König und Vaterland!“ und dann ging er in die Fabrik. Gegen 11 Uhr schickte er nach der Station eine Kutsche für den Sohn und einen Wagen für dessen Gepäck, dann setzte er sich in dem Gange vor der Villa nieder. Sein Gesicht hatte, wie immer, einen apathischen und gedankenlosen Ausdruck, obwohl er ungeduldig nach der Uhr schaute.

Gegen 1 Uhr kam endlich die Kutsche mit Ferdinand und der leere Wagen folgte hintennach.

Ferdinand war ein schlanker, starkgebauter Jüngling, blond, mit blauen Augen. Er trug einen ärmellosen Pelermantel und ein leichtes, schottisches Mützchen. Der Fabrikant reckte, als er ihn erblickte, seine Riesengestalt: „Ha, ha! Na, wie geht's, Ferdinand?“ — Der Sohn sprang leicht vom Wagen, lief auf den Vater zu, umarmte und küßte ihn, fand dabei aber Zeit, zu fragen: „Hat es hier geregnet, daß Du aufgeschlagene Hosen hast?“ Der Alte warf einen Blick auf die Hose.

„Wie der Kerl sofort alles merken muß!“ sagte er. „Ha, ha!“ „Na, komm . . . Johann, das Frühstück!“

Er nahm dem Sohne Mantel und Reisetasche ab und reichte ihm den Arm wie einer Dame. Dann fragte er — schon im Vorzimmer — sich an den leeren Wagen erinnernd: „Du, Ferdinand, warum hast Du nicht gleich auch Dein Gepäck mitgebracht?“

„Gepäck? . . . Ja, glaubst Du vielleicht, Papa, daß ich schon geheiratet hätte und Koffer, Körbe und Schachteln mit mir führe? Meine Sachen habe ich in meiner Handtasche. Zwei Hemden: ein farbiges zur Reise und ein weißes, ein Salon-Anzug, ein Reccesair, Kravatten und etliche Paar Handschuhe, — das ist alles.“

Er sprach lebhaft, laut und froh. „Na, aber wie geht's denn Dir, Papa? Was giebt es hier Neues? Man hat mir erzählt, Du machtest brillante Geschäfte. Na, setzen wir uns!“

Sie aßen schnell das Frühstück, tranken etliche Glas Wein und gingen nachher ins Arbeitskabinett des Alten.

„Ich muß hier die französische Lebensweise einführen,“ sprach Ferdinand und rauchte sich dabei eine Zigarre an, „vor allem aber französische Küche.“

Der Vater zog verächtlich den Mund.

„Wüßte nicht wozu. Ist denn die deutsche schlecht?“

„Was deutsch?! Die Deutschen verstehen weder zu essen, noch sich zu unterhalten.“

„Na, na,“ unterbrach ihn der Alte, „was bist Du denn, doch ein Deutscher?“

„Ich? ich bin ein Mensch, Kosmopolit — Weltbürger.“

Daß sein Sohn sich Kosmopolit nannte, das kimmerte den alten Adler sehr wenig, daß er aber von den Deutschen so verächtlich sprach, das berührte ihn unangenehm.

„Mein lieber Ferdinand,“ sagte er, „ich dachte, daß Dir die von einem Deutschen verdienten 70 000 Rubel, die Du ausgegeben hast, Dir etwas Verstand beigebracht hätten.“

Der Sohn warf die Zigarre in den Aschbecher. „Ach, Du bist köstlich, Papa! Hole der Teufel die Deutschen mit ihrer Küche; sie haben keine Ahnung von der Gastrosophie! Die ist die Wissenschaft des Jahrhunderts!“

„Verrückter Kerl, hörstest Du denn auf, ein deutscher Patriot zu sein?“ fragte der Alte.

„Ja,“ erwiderte Ferdinand mit affektirtem Ernst, „ich bin hier Pole, polnischer Industrieller; unter Deutschen bin ich polnischer Edelmann, Adler von Adlershof, und unter Franzosen bin ich Republikaner und Demokrat.“

So fiel das erste Gespräch zwischen Vater und Sohn aus, das waren die geistigen Ertrugenschaften, die Ferdinand um 70 000 Rubel im Auslande erworben.

Noch am selben Tage fuhren beide zum Pastor Böhme. Adler stellte ihm seinen Sohn als einen reinigen Sünder vor, der zwar viel Geld verlor, dafür aber vieles lernte. Der Pastor umarmte zärtlich seinen Täufling und ermahnte ihn, er möge sich seinen Sohn Josef zum Muster nehmen, der immer arbeite und in der Arbeit Glück und Zufriedenheit finde.

Ferdinand erwiderte, er sehe sehr wohl ein, daß nur die Arbeit dem Menschen eine Existenzberechtigung gebe, gab zu, bisher leichtsinnig gewesen zu sein, entschuldigte das aber damit, daß er seine Jugend unter den Polen verlebte, die doch allgemein den Ruf leichtsinniger und unüberlegter Leute hätten. Sein Ideal seien jetzt die Engländer, die er wegen ihrer Arbeitslust und ihres Fleißes sehr pries.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

„Frage“.

Von André Theuriet. Deutsch von Wilhelm Thal.

Er war acht Jahre alt, hatte ganz wirre, strohgelbe Haare und blaue, funkelnde Augen in einem blaffen, aufgeschwemmtem Gesicht. Diese beiden, stets aufgerissenen, spitzbübischen Augen und der ungeheuer große Mund stachen grell von der blaffen Aufgedunsenheit dieses blutarmen Gesichts ab und hatten dem Kinde den Namen „Frage“ eingetragen. Er war der Sohn eines unbekanntes Vaters und einer armen Frau, die ihn ungehindert durch die Straßen vagabondiren ließ. Seine Toilette war höchst einfach: Ein zu weites Hemd, eine schlechte Jacke, der die Knöpfe fehlten, und eine zerfetzte Hose, deren unförmliche Stücke auf die Schuhe herabsielen. Doch er hüßte sich in diese Lumpen mit einer höchst anständigen Sorglosigkeit und Drolligkeit. Wenn er abends in der Hauptstraße unserer kleinen Stadt mit ernster Miene vor uns spazieren ging und mit einer Hand seine Hose, die ihn zu verlassen drohte, festhielt, während er mit der andern einen Zigarrenstummel an die Lippen führte, machte er auf uns den Eindruck eines Don César von Bazan in jugendlichem Alter. Er hatte errathen, daß

er uns interessirte, und mißbrauchte das, um uns einige Sous aus-zupressen, von denen er stets einen schlechten Gebrauch machte. Er lebte auf Staatsunkosten und übte hunderterlei Berufe aus, unter denen der ehrenwertbeste darin bestand, daß er den Grifetten des Viertels unsere Liebesbriefe überbrachte. Im Sommer, wenn wir uns im Fluß badeten, paßte er auf unsere Sachen auf und rauchte dazu im Schatten eines Baumes am Ufer seine Cigarette. Im Winter flüchtete er sich in die Bude des Maronenhändlers in der Rue des Pressoirs, spaltete Holz, unterhielt ein lebhaftes Feuer in dem kleinen Ofen, und nahm von Zeit zu Zeit einige geröstete Kastanien, an denen er sich zuerst die Hände wärmte, und die dann das gebieterische Knurren seines Magens auf einige Zeit beruhigten. Einmal versuchte ich, von Mitleid für den Jungen erfaßt, ihm seine Faulheit vorzustellen und versprach ihm einen hohen Geldzuschuß, wenn er fleißig die Gemeindeschule besuchen wollte. „Frage“ sah mir in die Augen, ob ich auch ernsthaft sprach, dann zogen seine Lippen eine verächtliche Grimasse. Schließlich zeigte er mir als letztes Argument seine vollständig zerrissene Hose und sagte:

„Sagen Sie mal, Herr, Scherz bei seite, was sollten sie wohl in dem Kostüm in der Schule mit mir machen?“

Kurze Zeit darauf ging ich nach Paris, um die Rechte zu studiren, und als ich in den Ferien nach Hause kam, war „Frage“ verschwunden.

Fünf Jahre später befand ich mich in Auberville, einem in der Nähe des Waldes von Langres gelegenen Dorfe, zu einer Zeit, da man die Gebäude einer alten Benediktiner-Abtei in ein Gefängniß umwandelte.

Nach Fertigstellung des Gebäudes wollte man die bis dahin in dem Gefängniß von Clairvaux, das acht Meilen weiter gelegen war, eingesperrten Weiber hier unterbringen. Unterdessen hatte man die Absicht, vorläufig 50 jugendliche Verbrecher hier einzuschließen, die am Tage zur Feldarbeit verwendet werden sollten.

„Sie werden morgen eintreffen“, sagte der Gefängnißdirektor mit naivem Stolge zu mir. „Sie kommen von Clairvaux zu Fuß in Begleitung ihrer Wärter, und Sie sollen einmal sehen, wie diese Burschen arbeiten werden. Sie sind reizend und gleichzeitig glücklich.“

Bei diesen Worten lüchelte der vierschrötige Gefängnißdirektor mit dem Negergesicht, in dem zwei graue Augen bligten, leise vor sich hin und schlug mit seinem elfenbeinernen Stock die Gräser vom Begrabe ab.

Sie kamen in der That am nächsten Tage bei Sonnenuntergang an. Der Direktor halte mich ihnen entgegengeführt, und bald sahen wir sie in einer Staubwolke, am Rande der Landstraße, auftauchen. Zu vier und vier marschirend, die älteren voran, die kleineren hinten nach und die Wärter daneben. Sobald sie die Dächer der früheren Abtei bemerkten, stimmten sie auf ein Zeichen des Gefängnißinspektors ein choralartiges Lied an, in welchem von den Freuden der Arbeit und der Schönheit der Natur die Rede war. In ihre graue Gefängnißkleidung eingeschnürt, die Mütze über den lahlgelochenen Kopf gezogen, schritten sie, die mit Staub bedeckten Füße nachschleifend, die Augen zu Boden gesenkt und fast automatisch ihr tugendhaftes Lied plärend, an uns vorüber. Auf den ersten Blick schienen alle diese kindlichen Gesichter nach einem und demselben Typus geschnitten; dieselben demüthig lächelnden Widelgeschlagener Hunde, dieselbe gelbe Aufgedunsenheit, dieselben mechanischen Bewegungen und dieselbe gezwungene Fröhlichkeit.

„Nicht wahr, sie sind reizend?“ rief der Direktor, mit seinem Stock auf die Erde schlagend; „sie haben acht Meilen in den Weinen, und das sieht man nicht einmal; sie sind frisch wie Rosen und lustig wie Lerchen.“

Ich war etwas anderer Meinung, denn ich sah, wie mühselig sie die Weine nachzogen. Was ihre Fröhlichkeit anbetraf, so wüßte ich fogleich, was ich davon zu halten hatte. Während sich der Direktor mit dem Gefängnißinspektor unterhielt, wandte mir einer der jugendlichen Sträflinge neugierig sein mit Sommersprossen bedecktes Gesicht zu, und ich werde den scheuen und gleichzeitig verzweifelten Ausdruck dieses Kinderblickes lange Zeit nicht vergessen.

Einige Tage später sagte mir meine Wirthin, während sie mir das Frühstück auftrug:

„Uebrigens, Herr, Sie wissen doch, die Kinder, die hierher gekommen sind, um im Gefängniß zu arbeiten? . . . Einer davon scheint aus ihrer Gegend zu sein, denn er hat sie neulich abends beim Vorübergehen erkannt.“

Neugierig geworden, drückte ich den Wunsch aus, diesen jungen und frühreifen Landsmann zu sehen. Das war leicht zu machen. Die Wirthin kannte den Gefängnißinspektor, und schon am nächsten Morgen führte sie in mein Zimmer einen Burschen von etwa zwölf Jahren, mit dem sie mich allein ließ. Der blasse, dabei aber dicke Junge blieb in seiner Gefangenenkleidung, die Mütze in der Hand vor mir stehen, sein Kopf mit den kurzgeschrittenen Haaren sah wie eine Kugel aus; seine linigen blauen Augen senkten und erhoben sich abwechselnd, als wenn ihr Besitzer mich hätte studiren wollen, bevor er sich mir anklieferte.

„Sie erkennen mich wohl nicht, Herr?“ fragte er endlich mit schüchternem und dabei spöttischer Stimme.

Jetzt wurden meine Erinnerungen rege und ich rief: „Frage!“ „Ja, ich bin's“, erwiderte er, während über sein aufgedunsenes Gesicht ein Lächeln huschte, und seine Blicke lächerlich wurden.

„Mein armer Junge, Du bist also ins Gefängniß gekommen?“

„Ja,“ sagte er, sich auf seinen Beinen hin- und herwiegend, „ich habe kein Glück gehabt. . . Sie wissen doch, ich habe immer auf die Sachen der Leute aufgepaßt, die sich in der Brüche badeten. . . Eines Tages drehte ich eine Hofe um, da fiel ein Fäuf-
frankstück heraus. . . Wie hatte ich so viel Geld gesehen, das braunte mir in den Fingern, ich habe das Stück genommen und bin damit ausgerückt. . . Doch ich war gesehen worden, man hat mich gefaßt, und ich kam ins Loch; dann vors Gericht, wo mich die Richter dazu verurtheilt haben, bis zu meinem 21. Jahre im Käfig zu bleiben. . . Nicht wahr, ich hab' kein Glück, Herr, was?“

Er sagte das mit schon heiserer Stimme, mit einem Gemisch von Harmlosigkeit und Frechheit, und als ich ihn fragte, wie er denn das Gefängnißleben fände, zog er die Unterlippe lang und schnitt eine bezeichnende Grimasse. . .

„Du lieber Gott, lustig ist es nicht. . . Man hat uns von Clairvaux zu Fuß kommen lassen, mit einer Suppe im Magen, und seit wir angekommen sind, arbeiten wir da oben an der Waldlichtung, wo der neue Gefängnißkirchhof hergestellt werden soll. . . Zehn Stunden in voller Sonnenhitze Erde aufwerfen, dazu schlechtes Essen und als Nachtschlage. . . Die Wärter hauen zu, als wären sie taub. . . Und wenn man todmüde nach Hause kommt, läßt einen der Direktor noch singen, damit die Leute glauben sollen, man sei so vergnügt, wie der Storch im Salat. . . Und dabei soll ich noch neun Jahre hier bleiben, aber wissen Sie, Herr, ich habe keine Lust, meine Zeit auszubalten.“

Sein Auge wurde lebhafter, er blinzelte mit den Lidern und beendete seine Rede, indem er mich um ein paar Sons „für seinen Tabak“ bat. . . Ich gab ihm ein Silberstück und fügte meinem Geschenk eine kleine Moralpredigt hinzu. Er steckte das Geld in das Futter seiner Mütze, hörte meinen Sermon mit ironischem Lächeln an, machte mir dann seinen Diener und ging. . .

Eine Woche verging. Eines Morgens, als ich mich eben ankleidete, trat meine Wirthin ganz aufgeregt in mein Zimmer und rief:

„Ach Herr, das ist eine Geschichte. . . Die Leute aus dem Gefängniß sind ganz außer sich. . . Der Junge, der Sie neulich aufgesucht hat, und der aus Ihrer Gegend stammt. . .“

„Frage“ meinen Sie?“

„Er ist ausgerückt, Herr. . . Er arbeitete auf dem neuen Kirchhof; während die Wärter den Rücken gedreht hatten, ist er nach dem Gehölz gelaufen und wie eine Eidechse entwischt. . . Man sucht ihn auf allen Wegen, doch der Wald ist groß, und die Wärter werden genug Arbeit haben. . .“

Ich verließ mein Zimmer, nicht ohne ein gewisses Herzklopfen und einige Gewissensbisse. Es war ganz augenscheinlich, daß der Besitz der Silbermünze den Entschluß des Jungen beschleunigt hatte.

Die Leute aus dem Dorfe standen vor den Thüren, die Wärter fluchten und geberdeten sich, blaß vor Furcht, wie Verrückte, denn der Direktor ließ nicht mit sich spaßen, und sie sahen sich bereits entlassen. Was diesen anbetraf, so war er zum Friedensrichter gelaufen und hatte Gendarmen verlangt.

„Der Bursche wird nicht allzu weit kommen,“ sagte er beim Frühstück zu mir, „er hat nur seine Holzschuhe an und das ist kein bequemes Schuhwerk, um durch Dickdichte zu kommen.“

Den ganzen Nachmittag ging ich nachdenklich einher und betete innerlich für den armen Jungen; ich folgte ihm in der Einbildung bei seiner Flucht durch den Wald. . . Vielleicht, sagte ich mir, ist er einem mitleidigen Kohlenbrenner begegnet, der ihn in seiner Hütte versteckt hält. . . Dann baute ich wahre Luftschlöffer auf; ich sah den Kohlenbrenner, wie er dem Flüchtigen Asyl gab, ihn an Kindesstatt annahm, von Meiser zu Meiser führte, die Gendarmen irre leitete und den jungen Sträfling schließlich in einen ehrlichen Köhler verwandelte. . . Beim Sonnenuntergang bemerkte ich den Direktor, der im Garten der Abtei auf- und niederging, und schon an seinem wohlgefällig lächelnden Gesicht bemerkte ich, daß der arme Bursche wieder einmal kein Glück gehabt hatte.

„Ich hatte es Ihnen ja gesagt, er würde nicht weit kommen,“ rief dieser schreckliche Beamte, auf mich zutretend; „meine Wärter haben den Flüchtling an einem Kreuzwege gefaßt und ihn sofort wieder hierhergebracht. . . Jetzt ruht er sich in einer Einzelzelle aus.“ Er schwang seinen Stock mit dem Eisenknopf und fügte dann mit grausamem Lächeln und flammenden Augen hinzu:

„Der Inspektor war wüthend, und bevor er den Burschen eingeschlossen hat, hat er ihm eine Tracht Prügel verabreicht, daß ihm die Lust an ähnlichen Spaziergängen in freier Luft vergehen soll. . .“

Sie verging ihm in der That; nachdem der Wärter den armen Jungen durch Schläge mürbe gemacht, hatte er den von Schweiß triefenden Sträfling in die Zelle geführt. Die Wände des Gefängnisses waren eisig, und das Kind bekam eine Brustentzündung, von der es sich nicht mehr erholte. Sobald ich erfuhr, daß er ernsthaft krank war, bat ich um die Erlaubniß, ihn im Lazareth besuchen zu dürfen, und erhielt dieselbe auch. Ich fand den Jungen unter den dünnen Decken des Krankentettes in heftigem Fieber; die Brust that ihm weh, und er sprach bereits schwer. Er wandte mir den Kopf zu, erkannte mich und hatte noch die Kraft, mit seiner Unterlippe seine gewohnte Grimasse zu schneiden.

„Ich habe kein Glück,“ murmelte er mit seiner heiseren Stimme. „Eine Viertelstunde später hätte ich das Buchholz erreicht, und sie hätten mir nachpfeifen können. . . Jetzt ist es mit mir aus, Herr; ich werde den Kirchhof einweihen, auf dem ich arbeiten mußte. . . Ich hatte es Ihnen ja gesagt, ich würde meine Zeit nicht ausbalden. . . Na, jedenfalls ist es keine angenehme Art, zu sterben. . . Namentlich, da mich der Inspektor so fürchtbar schlug. . . Die Striemen werde ich wohl mit ins Grab nehmen. . . Ach Herr, wo ist die Zeit hin, wo ich auf Ihre Sachen aufpaßte und dabei am Ufer des Flusses meinen Zigarrenstummel rauchte? Ich hatte auch wieder einmal frei sein wollen, doch der Direktor wollte es nicht haben. . . Man soll nicht von ihm behaupten, daß man sich in seinem Käfig langweilt. . . Alle frisch wie Rosen und lustig wie die Lerchen. . .“ Ach, ich habe Pech!“

Ein Hustenanfall schnitt ihm das Wort ab, und die Schwester verabschiedete mich.

Zwei Tage später begrub man ihn auf dem neuen Kirchhof, an der Waldlichtung, und das Blattwerk der großen Bäume beschattete wieder den armen „Frage“, wie zu der Zeit, als er sich am Ufer seines Heimathflusses in der Sonne wärmte. —

Kleines Feuilleton.

oh. Ein Bettelpatriot aus alter Zeit. Unsere Bettelpatrioten und Liebesgaben-Schnapper werden sich freuen, von einem Kollegen aus früheren Zeiten zu hören, der das „Geschäft“ vortrefflich verstanden hat, wie die folgende Reimespistel, eine Bittschrift an den General von Korff um Erlassung der Steuer, zur Genüge beweist. Die Spistel lautet:

Preiswürd'ger Gouverneur! Dein Ruhm erschallet in ganz Meußen!
Wie Du das Ruder führst alhier im Königreiche Preußen,
Wie gnädig, generös, Du Dich bezeigst denen,
Die sich nach Deiner Grace mit aller Demuth sehnen.
Ich armer alter Greiß klopf auch an Deine Thüre,
Mach auf! Eröffne mir! damit es Dein Herz rühre.
Befreye huldreichst mich von jeg'ger Krieges-Steuer,
Mein Zustand ist bekant, es kost Dir nicht ein Dreier.
Ich hab nur hundert Mark, davon muß ich ja leben,
Wovon soll ich denn nun den Brandes-Schoß begeben?
Kein Zuschuß hab ich nicht, das Accidens bleibt aus,
Was hilfst mir Dein Restript? Wann die Justiz nicht strikt hält
Hauß?

Drum hör! erbarme Dich! Theil ein Douceur mir mit,
Warum ich Dich vorleht ganz unterthänigst bitt:
So soll, Herr Gouverneur! Dein Ruhm im Himmel prangen,
Wann mein Gebeth Dich wird vor Gottes-Thron umfängen.
Lid, den 27. October 1759.

Diese ganz schlechte Ode leget Jhro Excellence in kiezter Submission zu Dero Füßen nieder und bittet dieselbe mit gnädigen Augen erbörllich anzublicken

Johann Caspar Helling
Cantor
ein alter Greiß.

Der Gouverneur, General von Korff, verfügte, gerührt durch die wunderbare Poesie dieser Bettelspistel, an die lithauische Kammer die sofortige Befreiung von der Kriegskontribution. Die Kammer jedoch remonstrirte gegen diese Verfügung mit dem Bemerkn, daß der „arme alte Greiß“, der „nur hundert Mark“ zu verzeihen hat, Besitzer eines Brauhauses in Uzd sei. Ueber den weiteren Verlauf der Sache ist nichts bekant, doch ist anzunehmen, daß die Gottesfurcht und Loyalität des „nothleidenden“ Mannes trotz der Remonstration der Kammer ihre gebührende Belohnung empfangen habe. —

Völkerkunde.

— Vom Selbstgefühl der Armenier. Der Engländer Elive Bigham bereiste in den Jahren 1895 und 1896 Mittel- und Kleinasien. Sehr oft kam er dabei mit Armeniern zusammen. In Persien machte er die Erfahrung, daß die dortigen Mohamedaner dem Glauben huldigen, die Armenier wären „Ferengi“ d. h. Franken wie die Engländer. Die Armenier wenden diese Bezeichnung so oft als möglich auf sich selbst an und verdanken diesem Umstande ihre Freiheit vor Verfolgungen. In Isphahan sagte ein Mullah zu einem Armenier: „Seid Ihr nicht dankbar dafür, daß Engländer und andere Ferengi in Persien leben und Euch beschützen? Verehrt Ihr sie nicht?“ worauf der Armenier antwortete: „Nicht im geringsten. Wir sind das heilige Volk aller Christen; gerade wie Ihr eure Seyids verehrt, so verehren und ehren alle Europäer uns.“ —

Archäologisches.

— Den Londoner „Times“ geht die Meldung zu, daß die Oxforder Gelehrten Bernard P. Grenfell und A. S. Hunt im Winter in Behnesa, dem alten Oxyrhynchus in Egypten, eine Menge werthvoller Papyri entdeckt haben. Behnesa liegt am Saume der westlichen Wüste zwischen Fayum und Minya. Archäologen und Alterthumshändler haben den Ort bisher kaum berührt. Die beiden Gelehrten fanden wenig Ueberreste von Gebäuden vor. Feldsteine und Ziegel waren längst zum Bau verwandt worden. Aber unter dem uralten Schutte lagen die vielen Papyri verborgen. Der Zeit nach datiren sie von der römischen

Eroberung bis zu den Anfängen der arabischen Herrschaft. In den Handschriften ist jedes Jahrhundert dieser Periode vertreten. Die meisten sind in griechischer Sprache geschrieben, Stellen aber sind auch lateinisch, koptisch und arabisch. Der Inhalt der gefundenen Papyri ist bis jetzt zum wenigsten bekannt. Einer hat eine Sammlung der „Loggia“, d. h. der Aussprüche Christi. Einige von diesen Aussprüchen befinden sich nicht in den Evangelien, während andere unwesentlich von dem Text des neuen Testaments abweichen. Nach der Tradition ist St. Matthäus der Sammler dieser Aussprüche. Die Perle der entdeckten Papyri, eine aus 150 großen und vollständig erhaltenen, theilweise mehrere Fuß langen Rollen bestehende Handschrift, hat das Gizeh-Museum zurückgehalten. Der Rest ist unterwegs nach England, wo der Fund bearbeitet werden soll. Außer den Papyri haben Grenfell und Hunt eine Menge Münzen, etwa 200 mit Inschriften versehene Durala, bronzene und elfenbeinerne Zierrathe und andere Gegenstände aus der römischen und byzantinischen Periode ans Licht geschafft. —

Geographisches.

t. Ein völlig regenloses Land. Es sind wohl Landgebiete auf der Erde bekannt, in denen der Regen zu den größten Seltenheiten gehört, jedoch hatte man bisher keine Kunde von einem Gebiete außerhalb der Polargegend, in dem niemals Regen, sondern das ganze Jahr hindurch nur Schnee fällt. Ein solches Land betrat zum ersten Male im Jahre 1890 der russische Forscher Koborowsky in Sibirien. 1889 zogen sich Koborowsky und Kozloff von der Expedition Plewzoff ab, um in der Wüste des Tarimbeckens und dessen südlichen Randgebirgen Expeditionen zu machen, die Ergebnisse dieser Forschung sind in vieler Hinsicht von geradezu hervorragender Bedeutung. Dieselben wurden im vorigen Jahre in einem umfangreichen Werke von der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft veröffentlicht. Unter den einzelnen Expeditionen der beiden genannten Reisenden ist die zweite Expedition von Koborowsky in das Hinterland der sog. russischen Kette oder Hümtagh die merkwürdigste. Die genannte Gebirgskette wurde von Norden her überschritten und das Thal eines südlich fließenden Flusses bis zum Oberlaufe des Kerijassflusses verfolgt, der Kerija entspringt auf dem tibetischen Hochlande und wendet sich an dieser Stelle nach Nordwesten, um am Fuße des Kien Lun entlang zu fließen. Den Pfad, den Koborowsky mit seinem kleinen Trupp jetzt betrat, hat vor ihm noch vielleicht kein Mensch beschritten. Am Kerijassflusse überraschte ihn am 22. Mai ein so heftiger Schneesturm, daß er zur Umkehr genöthigt wurde. Doch es reizte den kühnen Forscher, an dieser Stelle noch weiter vorzudringen, um den südlich vorgelagerten Hümtagh zu überschreiten und einen Blick in das Land jenseits zu thun. Im Monat Juni desselben Jahres befand er sich zum zweiten Male an dieser Stelle und führte nun seinen Voratz aus. Jenseits der letztgenannten Gebirgskette dehnte sich vor seinen Blicken eine furchtbare Wüste aus, deren Lage 16 600 Fuß über dem Meerespiegel ist (also höher als die höchsten Berge Europa's). Mitte Juni zeigte sich in diesem Gebiete nicht die geringste Spur von Leben. Die Oberfläche des Bodens war mit niedrigen Reihen steiniger Hügel bedeckt, die aus scharf abgebrochenen Quarzschichten bestanden. Nachdem die Expedition 22 englische Meilen in dieser Gegend vorgedrungen war, traf sie endlich auf ein paar armselige Weidenbüsche, sonst zeigte sich nicht einmal die geringste Pflanze auf dem den Boden bedeckenden Gestein. Als einzige Thiere zeigten sich ein paar sehr heruntergekommene Drongo-Antilopen, die so vollkommen erschöpft waren, daß sie in einer Entfernung von wenigen Ellen an den Menschen vorübergingen, ohne die Anwesenheit derselben und die dadurch drohende Gefahr zu beachten. In dieser Wüste scheint der Regen unbekannt zu sein, und das ganze Jahr hindurch nur Schnee zu fallen. Im Monat Juni schneite es jeden Tag, jedoch verdunstete der Schnee sofort wieder von dem Boden. Am Morgen des 15. Juni fand Koborowsky in einer Höhe von 17 080 Fuß eine Temperatur von -12 Grad. Nachdem 40 englische Meilen in dieser furchterlichen Gegend zurückgelegt waren, mußte der Forscher an die Rückkehr denken, da seine Pferde infolge des scharfen steinigen Bodens vollkommen aufgegeben waren, nur eines der Thiere rettete aus diesem Wüstenmarße sein Leben. An dem Nordrande des Gebirges hatte die Expedition besonders mit den fortwährenden Sandstürmen zu kämpfen, von deren Heftigkeit man sich nur schwer einen Begriff machen kann. Der Abhang des Gebirges ist hier mit einer mächtigen Schicht von Eiß bedeckt, jener ungemittelt feinförnigen Bodenart, die in China so ungeheure Räume einnimmt und auch in Deutschland, besonders in der oberhessischen Tiefebene, sehr verbreitet ist. Dieser zarte Boden wird vom Winde leicht ergriffen und in die Lüfte getragen, wo sich bei starken Stürmen so gewaltige Massen von Staub zusammenhäufen, daß sich die Sonne verfinstert wie bei einer Sonnenfinsterniß. Fällt zugleich Regen, so reißt jeder Regentropfen eine kleine Menge von Staub aus der Luft mit sich, das Wasser verdunstet, noch bevor der Tropfen den Boden berührt, fast völlig und statt des nassen Regens fällt ein Regen von Staubklümpchen zu Boden. Hört der Sturm auf, so fällt der Staub wieder zu Boden und trägt an einer anderen Stelle zur Vermehrung der Eißdecke bei. Ganze Wälder von Pappeln werden in diesem Staube begraben, der bis zu 40 Fuß Höhe un-

die Stämme aufgehäuft wird. Die Bäume sterben dann rasch ab und zerfallen, wenn ein späterer Sturm die sie umgebenden Staubmassen wieder wegbläst. —

Bergbau.

— Die Haupt-Fundorte für Meerschaum liegen in der Nähe von Esti-Schehr in Kleinasien. Hier fördern mehr als 10 000 Bergarbeiter in etwa 4000 Schächten das Mineral aus einer Tiefe von 60 Metern zu Tage. In geringeren Mengen wird Meerschaum auch auf Negroponte und bei Theben in Griechenland gewonnen. Der reine Meerschaum bildet an seiner ursprünglichen Lagerstätte eine teigartig weiche und blaßgraue Masse, die erst an der Luft zu den bekannten, weißen leichten Stücken erhärtet. —

Technisches.

— Der Kohlenverbrauch moderner Schnell-dampfer. Die „City of Paris“ braucht täglich 300 Tonnen Kohlen. Das Schiff nimmt 3600 Tonnen Kohlen an Bord. Um dieselben heranzuschaffen, sind sechs Eisenbahn-Züge von je sechzig Waggons nothwendig. Den Preis der Kohle zu 70 Pf. für 100 Kilogramm angenommen, würde dies rund 25 000 M. für jede Ladung ausmachen. —

Humoristisches.

— Prinzen-Erziehung. Erzieher zum kleinen Josef: „Wenn der Heinrich mit Dir spielt, mußt Du es immer so einrichten, daß er den Vorrang behält. Also: Wenn Ihr über eine Planke lauft, mußt Du immer herabfallen, damit er sich freut, wenn er dann hinüberkommt. Wenn Ihr mit dem Ball spielt, darfst Du nie soweit werfen wie der Prinz. Hast Du verstanden? Ja? Dann sei schlau, und es wird Dir nicht fehlen.“ — Seitdem sind fünfzig Jahre verfloßen. Der kleine Josef hat die damals erhaltene Lehre beherzigt, ist schlau gewesen und hat dafür auch seinen Lohn erhalten: Er sitzt — ohne Miete zu zahlen — in einer fürstlichen Bergrestauration und hat sein gutes Drauskommen. Heinrich II., den regierenden Fürsten von K—stein, aber preist sein Biograph als Meister aller Künste und Fertigkeiten. —

Vermischtes vom Tage.

— In Hamburg hat ein Tischler zuerst seine Frau und dann sich selbst erschossen. In einem zurückgelassenen Briefe schrieb er, er habe die That gethan, weil er das frohe Pfingstfest nicht ohne Nahrung verleben könne. —

— In ganzen Herden zeigen sich in diesem Jahre die See-hunde in der Ostsee. Besonders die Sachsischer Klagen über den Schaden, den ihnen diese Fischräuber zufügen. —

— Das in Wiesbaden unlängst aufgeführte Ritterstück „Der Burggraf“ ist schon von einer ganzen Reihe von Hoftheatern angenommen worden. — War voraussehen. —

— In Leipzig tagt gegenwärtig der fünfte allgemeine deutsche Journalisten- und Schriftstellertag. Bei der Eröffnungsfeier fungirte als erster Ehrenpräsident der Leipziger Kreis-hauptmann. —

— In Süd-Ungarn hat das Hochwasser furchtbaren Schaden angerichtet. Pauclova ist arg bedroht. Bauern durchstechen die Dämme, um die Detschaften zu retten. —

— Tappfer. Die ständige Deputation des Deutschen Juristentages hat beschlossen, die für den September d. J. in Graz in Aussicht genommene Versammlung des Deutschen Juristentages aus dem Grunde ausfallen zu lassen, weil er nicht berufen sei, in die in Oesterreich zur Zeit vorhandenen Gegensätze einzugreifen, andererseits aber nicht im Stande sein würde, diese Gegensätze als nicht vorhandenen zu betrachten, und den für ihre nationalen Interessen ringenden deutschen Volksgenossen seine Sympathien zu versagen. —

— An dem Mord, den der bulgarische Rittmeister B o i t s c h e w an seiner früheren Geliebten begangen, ist eine ganze Anzahl Polizisten betheiliget gewesen. Der Schwiegervater Boitschew's, der Garnisonpope Nikola, hat Gift genommen, da schwere Aussagen ihn belasten. —

— Der bekannte italienische Dramatiker Traversi, von dem einige Schauspiele auch in Deutschland aufgeführt sind, wurde in Rom wegen Wechselfälschung zu 3 1/2 Jahren Gefängniß verurtheilt. —

— Der italienische Chemiker Bignolo hat einen neuen Körper entdeckt und ihm den Namen Diparaoxiacetophenondiphenilpiperazin gegeben. —

— Nach einer Meldung der „Frankf. Ztg.“ stieß im Kanal das Dampfschiff „J i k r o o m“ der holländischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft mit einem anderen Dampfer zusammen und sank. Zwei Passagiere ertranken. —

— Der Fischdampfer „Liberte“ ist mit 23 Mann Besatzung bei Island untergegangen. —

— In mehreren Staaten Nordwest-Amerika's herrscht winterliche Kälte und Schneefall. Die Ernte ist theilweise zerstört. —

c. e. Zwischen einem Passagier- und einem Frachtzug fand am 27. Mai bei American Falls, Idaho, ein Zusammenstoß statt, welcher den Tod von neun Menschen zur Folge hatte, während acht schwere Verletzungen davontrugen. —